Der Mensch im Licht der urchristlichen Verkündigung

Von Heinrich Schlier, Bonn

Nach der urchristlichen Verkündigung, deren Stimme wir für unser Thema am deutlichsten aus dem Ganzen der Schriften der Apostel Johannes und Paulus vernehmen, gehört die Frage nach dem Menschen in einem letzten Sinn zum Menschen selbst. Denn nach ihr gehört es zu seinem geschichtlichen Wesen, daß er gefragt *ist* und deshalb fragwürdig, der Frage würdig. Wie ist das gemeint?

I.

Beginnen wir mit einem an sich ganz einfachen Tatbestand. Nach dem Neuen Testament hat der Mensch von Ewigkeit her ein unverrückbares Ziel. Dieses Ziel ist sein ewig ihn erfüllendes Heil. Es liegt seinem Wesen und seinem geschichtlichen Dasein zu Grunde. Es ist nicht eine seiner selbsterwählten und -gesetzten menschlichen Möglichkeiten und ist doch *die* Möglichkeit seines Lebens. Er kommt immer schon von ihm her und geht immer darauf zu.

Mit dem Ziel ist ihm auch von Ewigkeit her der Weg gesetzt. Dieser Weg ist schon das Ziel in dem Sinn, daß wer auf diesem Wege geht, das Ziel erreichen kann. Das Ziel ist Gott selbst als das Heil alles Heiles. Und der Weg ist Jesus Christus als der Weg aller Wege. „Der uns in Liebe zuvorbestimmt hat zu Söhnen durch Jesus Christus zu ihm hin", sagt der Apostel Paulus einmal (Eph 1, 5; vgl. Röm 8, 29). Damit, daß Gott sich selbst dem Menschen allem zuvor als das Heil zum Ziel gegeben hat, und dadurch, daß er ihn von vorneherein auf den Weg zu diesem Ziel geschickt hat, haben Wesen und Dasein des Menschen ihre Bestimmung empfangen. Der Mensch bringt diese Bestimmung immer schon mit und wird daraus nie entlassen. Das Wesen des Menschen ist kein Zufall und sein Dasein ist kein Vorfall der Geschichte, der Mensch ist erst recht nicht sein eigener Einfall und Unfall, sondern er ist von der zuvorkommenden Sorge Gottes, von der er herkommt und auf die er zugeht, bestimmt. Er ist ihrer Liebe ewige Definition. Seine Definition geht dahin: Gott durch Jesus Christus zu gehören.

Mit jedem Menschen ist demnach eine unausdenkbare Verheißung laut geworden. Ihm ist von seiner göttlichen Definition her eine unaussagbare Würde eigen. Er trägt damit eine unbegreifliche Verantwortung für sich. Sein Leben hat nach dem NT, wie auch schon nach dem AT, unendliches Gewicht und großen Glanz. Wir brauchen diese Überzeugung von der ewigen Bestimmung des Menschen zu Gott hin und von Gott her nur einen Augenblick ernst zu nehmen, um zu erkennen, wie fern sie von jenem erniedrigenden Selbstverständnis ist, in dem sich die Menschen heute vielfach bewegen. Aber ihnen ist ja auch weithin die Grunddimension verborgen, in die die urchristliche Verkündigung den Menschen eingelassen weiß.

Aber der Mensch ist nach dem NT nicht nur von Gott dahin definiert, daß er durch Jesus Christus zu ihm hin ist, sondern er ist auch gemäß dieser Definition zu

Gott hin geschaffen. Er ist, genauer gesagt, durch das Wort, das Gott selbst ist (und dann in Jesus Christus Mensch geworden ist), in das zu Gott hin offene Leben gerufen. „In ihm — dem Wort — war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen", heißt es im Prolog des Johannesevangeliums. Der Mensch als Geschöpf lebt in einem von dem Wort, das Gott ist, zugerufenen und auf Gott hin angerufenen und dadurch gelichteten Leben. Als solches Geschöpf versteht er sich und seine Welt als Gabe und lebt er sein Leben als Hin-gabe an Gott. Als solches Geschöpf legt er sich und seine Welt sich selbst und den anderen Menschen auf Gott hin aus. Als solches Geschöpf läßt er sein Leben dem anderen Menschen als Gabe begegnen. Es „gibt" die und die Dinge, sagt die deutsche Sprache und bewahrt darin offensichtlich noch eine Erinnerung an das ursprüngliche und eigentliche Wesen der Welt. Man kann auch mit dem Apostel Paulus sagen, daß der Mensch sein Dasein Gott ver-dankt (vgl. Röm 1, 21). Geschöpfsein heißt sich Gott verdanken, es heißt: Dank an Gott sein im Dank Sagen, und zwar auf Grund dessen, daß Gott seiner, des Menschen, auch und gerade als Schöpfer und in seinem Schaffen gedenkt.

In solchem von Gott durch das Wort zu ihm hin geschaffen oder hervor-gerufen sein prägt sich nach dem NT jene ewige Bestimmung des Menschen, durch Jesus Christus zu Gott hin zu sein, schon aus. So kommt in seiner Geschöpflichkeit auch schon die Glorie jener Vorbestimmung zur Geltung, und das NT kann schon von daher dem Psalmisten zustimmen, der da sagt: „Was ist doch der Mensch, daß Du (Gott) seiner gedenkst ... Nur wenig geringer schufest Du ihn als einen Gott, mit Lichtglanz und Herrlichkeit kröntest Du ihn" (Ps 8, 5). Freilich ist die Bestimmung des Menschen in seiner Geschöpflichkeit nicht ausgeschöpft. Aber sie ist im Menschen als Geschöpf insofern schon enthalten, als sie für das Geschöpfsein maß-gebend ist, das Geschöpf schon auf sie hin hervorgerufen und angerufen und also angelegt ist.

Auch von dieser Dimension des Menschen weiß ein modernes Selbstverständnis nicht mehr viel. Ich erinnere nur daran, daß nach ihm das Prinzip des Daseins nicht die Gabe, sondern die Leistung ist; daß seine Wirklichkeit nicht hervor-, zu- und angerufen ist, so daß sie im Wort ihr Wesen hat, sondern daß er, der Mensch, der von ihm geleisteten Wirklichkeit selbst die Sprache zur Information verleiht, welche Sprache daher auch weithin der Sprachmaschine übergeben werden kann; daß seine Möglichkeiten mit dem enden, worüber er verfügt, daß er daher nicht die unermeßliche Dimension des von Gott bestimmten und gewährten Lebenslichtes kennt, sondern nur die meßbare einer Welt, die vorzustellen und herzustellen, die zu verrechnen und zu verplanen ist. Dieses Selbstverständnis ist natürlich auch heute kein ausschließliches, wenn auch ein äußerst ausgeprägtes. Es ist natürlich auch nicht auf einmal ausgebrochen, sondern hat weit über Nietzsche und den deutschen Idealismus zurückreichende Wurzeln. Ja zuletzt ersteht es aus einem Verständnis und einem Verhalten, wie es dem konkreten Menschen der geschichtlichen Welt überhaupt eigen ist. Damit aber kommen wir zu einem zweiten Gesichtspunkt unserer Besinnung.

II.

Denn für die urchristliche Verkündigung ist die Frage nach dem Menschen noch nicht damit beantwortet, daß von seiner Bestimmung und von seiner Geschöpflichkeit die Rede ist. Sie läßt vielmehr erkennen, daß der Mensch, so wie er in der

Geschichte vorkommt und begegnet, keineswegs mehr seiner ursprünglichen Bestimmung entspricht und seine Geschöpflichkeit bewahrt.

Nach dem NT kommt der Mensch als der in der Welt Existierende in einem rätselhaften Ungehorsam gegen Gott vor. Diesen Ungehorsam bringt er als Glied der Menschheit, also als Mensch, mit, aber so, daß er ihn in seiner persönlichen Entscheidung erweist. Welches die Eigenart dieses Ungehorsams, in den der Mensch immer schon eingewilligt hat, ist, läßt der Apostel Paulus dort, wo er von den Heiden vor Christus spricht, ein wenig sehen. So heißt es Römer 1, 21: „Obwohl sie Gott erkannten, haben sie ihm nicht das Ansehen als Gott gegeben oder ihm gedankt". Der Mensch, wie er in der Geschichte vorkommt, gibt Gott also nicht mehr sein Ansehen als Gott und verweigert ihm den Dank des Geschöpfes. Der Ungehorsam des Menschen, wie er in der Geschichte vorkommt, ist primär ein Un-dank, der sich Gott als Gott und Schöpfer nicht mehr ver-danken will. Mit der Ab-neigung des Menschen im Un-dank erlischt nach dem Apostel Paulus für den Menschen das Licht, in dem das Geschöpf und seine Welt gelichtet waren. Sein „Herz", die Mitte seines Lebens, „verfinstert" sich. Diese Finsternis des Herzens wirkt sich im Denken und Handeln aus. Des Menschen Denken wird „nichtig" oder „eitel". Er be-denkt nicht mehr die Wirklichkeit in ihrer Wahrheit. Ihm, dem sie sich in seinem Un-dank als Zu- und Anspruch Gottes verschlossen hat, gibt sie sich im eigenen Zu- und Anspruch aus als letzter Grund und letztes Ziel, als letzte Verheißung und Bedrohung, als letzte Sicherheit und Erfüllung. Dem im Un-dank verfinsterten Herzen erscheint sie von vorneherein in der Apotheose einer eigenmächtigen Welt und eines eigenmächtigen Lebens. Wie radikal dadurch die Ver-eitelung des Denkens ist, zeigt sich daran, daß der Mensch ihrer nicht gewahr wird, sondern sein törichtes Denken gerade für „Weisheit" hält. „Sie sagen, sie seien Weise, und sind Toren geworden" (Röm 1, 22).

Solche Befangenheit des Denkens, das im Un-dank die Unbefangenheit gegenüber der Wirklichkeit verloren hat, erzeugt ein entsprechendes Verhalten. Der Verlust des Lichtes durch die undankbare Abneigung des Menschen gegen Gott und die Zuneigung zu sich und seiner Welt als den Göttern wirkt sich auch im Vollzug des Lebens aus. Das im fundamentalen Sinn eitle Denken des Herzens äußert sich zuletzt immer im selbstherrlichen und selbst-süchtigen Handeln. Alle Menschen, Heiden und Juden, erweisen das. Charakteristisch für den Heiden sind nach dem Apostel Paulus Ausschweifung und Sorge. Der Un-dank gegen den Schöpfer beraubt den Menschen seiner Erfüllung. Er sucht, vom eitlen Denken geleitet, Zuflucht bei sich und seiner Welt. Aber diese hält nicht, was sie verspricht. Unerfüllt schweift der Mensch in die Fülle vermeintlicher Lebenswege und Lebensgüter aus und sucht sich das Leben aus ihrer Leere hab-gierig zu gewinnen. Konkret besteht solche Ausschweifung unbefriedeten, weil leergebliebenen Daseins z. B. in der Unersättlichkeit der Neu-gier, im Umherschweifen des Geredes, in der Rastlosigkeit und Unstetheit des Entschlusses und Aufenthaltes ebenso wie in der Zügellosigkeit des Begehrens und in der Zerstreuung des Gefühls. Der andere Grundzug des heidnischen Lebens ist die Sorge. Die im Undank des Menschen sich ihm imponierende Welt ist ihm in ihrer Zwielichtigkeit unheimlich geworden. Er ahnt, daß sie sich in ihrer Abneigung gegen Gott dem Nichts zuneigt. So weiß sich der Mensch durch sie unversorgt. Dar-

aus erwacht seine Sorge als der Wille, sich selbst zu besorgen. Da ihm das nicht gelingt, bleibt die Sorge als Sorge um ihn selbst sein ganzes Leben wach und läßt ihn ständig versorgt umhergehen.

Den Grundzug des durch das jüdische Dasein repräsentierten Lebens sieht der Apostel Paulus im „Leisten" und „Rühmen". Darin äußert sich die Abneigung des Un-dankes gegen Gott in einer heftigeren und zugleich versteckteren Weise. In ihrer Gesamtheit wissen die Juden noch mehr von dem Schöpfer und seinem Gebot, dessen Erfüllung allein am Leben hält. Aber auch sie sind jenem selbstbefangenen Denken des Un-dankes verfallen. Und so sehen sie in dem Gebot nicht mehr die Weisung des Schöpfers zum Leben, sondern das Gesetz selbst-süchtiger Rettung. So eifern sie nicht nur um die Erfüllung des Gebotes, sondern ereifern sich in Leistungen ihm gegenüber. Die Selbstbezogenheit solchen Eifers zeigt sich aber im „Rühmen", und das heißt nach Paulus: in der selbst-gerechten Erbauung des Lebens aus der eigenen Tat.

Das ist in aller Kürze die paulinische Sicht der Grundtendenzen des menschlichen Lebens, das sich in jener vorgängigen seltsamen Verkennung der Wirklichkeit dem Schöpfer nicht mehr verdanken will. Die johanneische Sicht stimmt mit der paulinischen im wesentlichen überein. Auch nach ihr ist das Dasein von Welt und Mensch, ist diese geschichtliche Welt, so wie sie vor-kommt, von Finsternis beherrscht, die Weg und Ziel verhängt. Das geschichtliche Leben des Menschen ist ein unentrinnbares Selbst-verhängnis. Dieses äußert sich im Walten eines eigentümlichen Scheines. Dieser Schein ist der Anschein, eine Welt und ein Leben zu sein, die aus sich selbst und für sich selbst da sind. Das Johannesevangelium nennt ihn die „Lüge" der Welt. Lüge ist nach ihr primär nicht ein moralisches, sondern ontologisches Phänomen. Quelle und Kraft der Lüge oder Un-wahrheit und Un-wirklichkeit einer Welt, die aus sich selbst sein will, obwohl sie es doch nicht ist, ist das Wesen der Lüge. Dieses Wesen, das der Teufel oder der Böse genannt wird, ist, wie es heißt, der „Herrscher dieser Welt" (Joh 12, 31; 14, 30; 16, 11). Dieses Wesen „steht nicht in der Wahrheit" (Joh 8, 44), es steht außerhalb der von Gott gewährten Wirklichkeit, und ist nicht von ihr erfüllt. Sein Wesen ist das Nichts, das vorgibt zu sein, und in diesem Vorgeben west. Es durchwest die doch dem Wort, das Gott ist, sich schuldende Wirklichkeit mit dem Schein ungeschuldeter Eigenmächtigkeit. So erscheint sie in dem Anschein, aus sich und für sich leben zu können. Aber die Macht des finsteren Selbst-verhängnisses der Welt ist noch größer. Die Lüge der Welt: selbst aus sich selbst für sich selbst zu sein, durchherrscht nicht nur ihr Selbstverständnis, sondern auch ihr Verhalten. Die Welt kennt ein Begehren. Als „Aus-sein auf", als Weise des über sich Hinausgehens, gehört es schon zur Schöpfung. Aber das Begehren der eigen-mächtigen Welt der Menschen, wie sie vorkommen, ist ein eigen-süchtiger Lebensdrang. Seine Erfüllung ist die Sünde. Sie stellt sich dar als „Ungerechtigkeit" oder „Gesetzlosigkeit" des „Bösen Tuns", und gegenüber dem sich noch einmal in Jesus offenbarenden Gott als Unglaube. Aber ihr Wesen ist etwas anderes. Ihr Wesen ist Bindung an die Welt des Scheins und die Unwirklichkeit des Eigenmächtigen. „Jeder, der die Sünde tut" — dafür kann es auch heißen: der „die Wahrheit nicht tut" (vgl. Joh 3, 21) —, der sich also nicht auf den Anspruch der Wirklichkeit eines von Gott gewährten Lebens, sondern auf den Befehl des eigen-

süchtigen und eigenmächtigen Lebens einläßt, „ist ein Sklave“ (Joh 8, 34). Die Sünde, die sich als Ausdruck der Freiheit wähnt, ist Vollzug der Unfreiheit. Denn in ihr bindet das Un-wirkliche den Menschen an sich. Und in solcher Überwältigung durch die Eigenmächtigkeit vertieft sich das Selbstverhängnis der Welt und bekräftigt sich das Wesen ihrer Finsternis.

Dieses bricht aus im Tod. In ihm kommt *die* Macht des Nichts zum Vorschein, die schon in Lüge und Sünde waltet. Er ver-west die Wirklichkeit des ursprünglich durch das Wort, das Gott ist, gelichteten Lebens, das von Lüge und Sünde beherrscht wird. „Ihr werdet sterben in eurer Sünde“ (Joh 8, 21. 24). Daher werden die Menschen, die sich ständig auf ein eigenmächtiges Leben in einer eigenmächtigen Welt einlassen, „die Toten“ genannt (Joh 5, 25). Und es sind „Tote“, die ihren Tod andere erfahren lassen. Das Paradigma ist Kain (1 Joh 3, 11 f.). Aber aus allen Menschen, die hassen — und das sind die, die nicht lieben —, glüht der Tod als der letzte Widerschein des selbstherrlichen Wesens, der freilich auch dessen Widerlegung ist.

So sehen wir: Ausschweifung, Sorge, Selbsterbauung in der sich ereifernden Selbstgerechtigkeit und Leistung, Selbstverhängnis durch das Eingehen auf das eigenmächtige Wesen, das sich zuletzt als Tod versiegelt, das sind nach dem NT die entscheidenden Grundtendenzen des menschlichen Daseins, das sich dem Schöpfer nicht ver-danken will, und dessen Herz in solcher Abneigung gegen Gott und Zuneigung zu sich selbst in zwielichte Finsternis geraten ist. In solchen Grundtendenzen bestreitet er seine Geschöpflichkeit. Durch den in ihnen waltenden Ungehorsam bedroht er seine ewige Definition durch Gottes zuvorkommende Liebe.

Aber so viele tödliche Niederlagen das Geschöpf sich aus seinem geheimnisvollen Un-dank bereitet, so unheimlich dadurch sein geschichtliches Leben wird, die Schöpfung und damit seine Bestimmung kann der Mensch nicht vernichten. Auch der Wille, der unter bewußter Apotheose der Welt und des Menschen seine eigenmächtige Herrschaft der Erde auferlegt, wird die Lebensgabe weder geistig noch physisch vernichten. Solange die Welt und menschliches Leben durch die den Atem seines Zornes anhaltende Geduld Gottes ertragen wird, steht die Schöpfung immer wieder gegen das Selbstverhängnis des Menschen auf. So sieht das NT, daß selbst in der Finsternis des Zwielichtes einer von sich befangenen Welt die Frage und das Verlangen nach Gott nicht erlöschen. Wenn die Heiden Götter anbeten, so leugnen sie darin nicht nur Gott, sondern erweisen auch, daß sie immer noch von Gott wissen und seiner bedürfen. Ihre Götter sollen ja der Gott sein, und auch die Anbetung des „Unbekannten Gottes“ verbirgt nur die Frage nach dem wahren Gott. In ihrem Gewissen, das freilich sich völlig formalisieren, und das irren kann, vernehmen sie doch immer wieder einen dunklen oder auch hellen Anspruch des Schöpfers, der sie anweist, aufeinander zu hören. So kommt es, auch in einer Welt, die blind ihr Leben in ungerechter oder selbstgerechter Selbstbehauptung zu gewinnen und zu bewahren meint, da und dort zur selbst-losen Erfüllung des Anspruches des Nächsten und so zur Behütung des Lebens.

So sieht es Paulus. Aber das Johannesevangelium sieht es nicht anders. Auch nach ihm wissen die Menschen irgendwie noch um das wahre Leben und das wahre Licht, verlangen nach dem Wasser, das den Lebensdurst stillen kann und nach dem

Lebensbrot, das allen Lebenshunger sättigt, fordern sie das Himmelsbrot, von dem sie in der Wüste ihres Daseins träumen. Sie schauen auch nach dem „guten Hirten" aus, d. h. nach dem Hüter, der ihnen Schutz und Weide gibt. Sie sind immer noch in aller Verkehrung und Verstellung auf die Wahrheit ausgerichtet und vom Anspruch der Wirklichkeit nicht verlassen. Und wenn sie erscheint, geraten sie zum mindesten in Unruhe. Selbst Pilatus, der die Wahrheit, die in Jesus vor ihm steht, abweist, und zwar mit der scheinbaren Überlegenheit dessen, der angeblich kraft seines Amtes nichts mit ihr zu tun habe, kann sich ihrem Anspruch nur mit Mühe entziehen und scheitert dadurch gerade politisch. Und selbst wenn sie die Wahrheit getötet haben, werden sie, wie es heißt (Joh 7, 34; 8, 21), sie „suchen". Die Frage nach ihr wird nicht dadurch beendet, daß man sich ihr entzieht, aber auch nicht dadurch, daß man die Wahrheit ausmerzt.

Aber freilich: all dieses Ahnen, Fragen, Wissen, Verlangen und Unruhigsein nach der Wahrheit, all das Empfinden für das Echte und Eigentliche und das gelegentliche, Sich-Einlassen auf die Wirklichkeit, all die fromme Verehrung der Götter und der Altar für den Unbekannten Gott, all das leise oder laute Rufen des Gewissens und das da oder dort einmal erfüllte Gebot des geschöpflichen Daseins, all das kann den Menschen nicht retten. Das Gefälle der Ab-neigung des Un-dankes gegen Gott ist zu stark und die Finsternis des Selbstverhängnisses ist zu tief, als daß der Mensch bloß mit gutem Willen und klarem Verstehen sich aus seinem Versagen, Verfehlen und Verwesen herausholen könnte.

Man braucht kaum zu betonen, daß diesen Überzeugungen des NT der Geist der Zeit sehr befremdet gegenübersteht. Denn wer den Menschen im Licht eigener Bestimmung sieht, und menschliches Dasein dahin versteht, daß es auch im Grunde verfügbar ist und deshalb nicht Gabe, sondern Leistung darstellt, weiß weder etwas vom Undank fundamentaler Eigenmächtigkeit noch von dem darin gründenden Selbstverhängnis. Er weiß auch nichts von der daraus entstehenden unaufhörlichen Bestreitung seiner Geschöpflichkeit und ewigen Bestimmung und deren konkreten Formen. Ausgehend von der Selbstverständlichkeit einer selbstmächtigen Welt und dem Gerechtfertigtsein eines eigenständigen Daseins interpretiert er so lange wie möglich alle Weisen jenes Konfliktes des geschichtlichen Menschen mit seiner Geschöpflichkeit und Bestimmung als historische, physiologische, psychologische oder höchstens moralische Phänomene. Das rat- und rastlose Ausschweifen, die Sorge, das Hassen, das Rühmen, die vielen Formen des Anscheins, das Aufgebrachtsein im fundamentalen Sinn u. a. m., alles dies wird innerweltlich unter Voraussetzung eines souveränen Daseins ausgelegt. Die Grenze solcher Auslegung wird meist nur dort empfunden, wo solche Lebensvorgänge pathologisch werden oder am Rätsel unmittelbaren Überfalls des Todes. Natürlich werden in einer geschichtlichen Welt, die im Grunde stimmt, weil sie mit sich übereinstimmt, auch alle Fragen, alles Verlangen über sich hinaus, alle existentielle Unruhe sofort gebannt und möglichst verbannt, etwa ebenfalls durch historische, physiologische, psychologische oder moralische Interpretation. So verschließt sich die sich als verschlossen annehmende Welt in ihrem Verstehen und Verhalten immer mehr. Der Mensch, der ihrer Selbstauslegung folgt, ebnet alle Untiefen der unverstellten Wirklichkeit ein und deckt den Abgrund zu, dem sie, allein noch gehalten durch den unermüdlich gnädigen Schöpfer,

sich zuneigt. So dehnt sich das eigenmächtige Dasein in der Geschichte zur verrechenbaren Fläche aus, deren Öde, in die Langeweile gestimmt, nur noch von Katastrophen unterbrochen wird.

III.

Aber, sagt die urchristliche Verkündigung, man muß den Menschen, der sich aus einem fundamentalen Un-Dank heraus das Verhängnis seiner Existenz bereitet, noch unter einem dritten Aspekt sehen, und das ist der entscheidende: der Mensch, wie er vorkommt in der Welt, steht auch unter dem An-gebot der Tat Gottes, der selbst ihn retten will. Wir können dieses An-gebot Gottes, das er in Jesus Christus und seiner Geschichte ergehen ließ, nicht mehr im einzelnen nach dem NT entfalten. Aber wir können noch auf Folgendes hinweisen.

Paulinisch läßt sich sagen, daß das An-gebot Gottes, der an seiner Bestimmung des Menschen festhält und sein Geschöpf nicht preisgeben will, ergangen ist in Kreuz und Auferweckung Jesu Christi von den Toten. So lautet die Formel schon zu der Apostel Zeiten. Für die meisten der Menschen heute ist es eine abgegriffene, wenn nicht unverständliche Formel. Aber sie zeigt in großer Prägnanz summarisch das Geschehen an, durch das die unheimliche Verschlossenheit der eigensüchtig sich verfallenen Menschen von Gott her durchbrochen wird. Sie meint, daß Gott inmitten der menschlichen Geschichte, an einem, historisch gesehen, zufälligen Ort, durch einen Menschen, Jesus von Nazareth, seinen ewigen Heilswillen zu einem neuen Anfang für jeden von uns Menschen zu Stande kommen läßt. Sein ewiger Heilswille, der ja sein ewig gnädiger Wille ist, das ist das „Für uns", das sich in jedem Wort und jeder Tat der Vergebung, Heilung und Weisung Jesu erwies und in seinem Kreuzesweg und Kreuzestod vollendete. Denn an dem Kreuz Jesu Christi, der ja der ist, den Gott von Ewigkeit her dafür vorgesehen hat, geschieht zweierlei in einem: an ihm realisiert sich inmitten einer eigenwillig und selbstsüchtig verschlossenen Menschheit der selbstlose Gehorsam eines zu Gott und für seinen Anruf offenen Lebens. Und an ihm realisiert sich zugleich inmitten aller unaufhörlich sich selbst zugewandten und zugetanen Menschen die selbstlose Liebe eines für sie offenen Lebens. Am Kreuz nimmt Jesus Christus im Gehorsam gegen Gottes Gebot, das die Menschen überhören oder verfälschen, den tödlichen Eigenwillen des geängsteten und begehrlichen Menschen im Absehen von jedem eigenen Lebensanspruch auf sich und erschöpft ihn in seinem Sterben. Es ist konkret und wörtlich zu verstehen, wenn es im 1. Petrusbrief 2, 24 heißt: „Der unsere Sünden auf seinem Leib hinauftrug an das Holz, damit wir der Sünden ledig der Gerechtigkeit leben; durch seine blutende Wunde seid ihr geheilt worden." Denn nun ist der, auf dessen Leib der Menschen Selbst-sucht liegt und getragen worden ist bis ins Grab, „auferweckt von den Toten". Das heißt aber nichts anderes, als daß Gott diese gehorsame Liebe Jesu Christi, in der alle unsere ungehorsamen Ansprüche versanken, mächtiger sein läßt als aller Mächte Macht, mächtiger als den Tod. Es heißt, daß der Jesus Christus, der die eigensüchtigen Menschen ausgehalten hat bis in den Tod, als solcher nun für sie da ist in unerschütterlicher, ewiger göttlicher Macht, und daß in *seinem* Leben *für* sie, ihnen ein neues Leben eröffnet worden ist. Nun können die Menschen, die sich, so wie sie vorkommen, ständig dem Leben versagen, das Leben wieder und

noch einmal entgegennehmen, das Er ihnen in seinem geopferten Leben darreicht, wenn sie es bei ihm suchen und sich von ihm geben lassen. Gott hält es für sie in Ihm bereit, der es gehorsam und hin-gebend für sie erworben hat. Er als der für sie Gekreuzigte und von den Toten Erweckte ist der Ort, wo man sich noch einmal das Leben schenken lassen kann, Er ist die Lebensgabe, die dem Menschen noch einmal angeboten wird, durch seine Gegenwart im Heiligen Geist in seinem Anwesen, der Kirche.

Der Evangelist Johannes sagt dasselbe, nur in anderer Weise. Er verkündet, daß jenes Wort, das jedem Menschen als Geschöpf gelichtetes Leben gewährt, und dem sich der Mensch, so wie er vorkommt, immer von neuem versagt, in Jesus Christus „Fleisch", und das heißt: Mensch in der menschlichen Geschichte geworden ist. Dieses Wort, an dem das Leben der Menschen hängt, hat sich in dem Menschgewordenen Sohn Gottes ausgesagt. Dieses Wort, an dem das Leben der Menschen hängt, hat sich in Jesus Christus in der Weise ausgesagt, daß Jesus als der Sohn das ihm vom Vater gewiesene „Werk" getan hat. Das Werk umfaßt ein Zweifaches: die Hin-gabe seines Lebens und die Bezeugung solcher Hin-gabe in Wort und Zeichen. Gott sendet ihn zu dieser Hin-gabe in die Welt und „in die Stunde" des hin-gebenden Todes, die zur Stunde des Aufganges in seine ursprüngliche Glorie, eben in den Machtglanz des Leben lichtenden ewigen Wortes wird. Gott sendet ihn, damit die Welt noch einmal und jetzt für immer das Wort des für sie hin-gegebenen Lebens bei sich habe. Der Sohn aber, Jesus von Nazareth, nimmt gehorsam dieses Hingegebenwerden durch den Vater an und gibt selbst auch sein Leben den Menschen als Gabe. Er stirbt in freiem Willen als das Weizenkorn, das in die Erde fällt und viel Frucht bringt. Der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe.

In diesem Geschehen der Hin-gabe Jesu an Gott für die Menschen hat sich das ewige Wort als geschichtliches ausgesprochen. In ihm hat sich das Leben lichtende Wort, dem sich Welt und Menschen verdanken, dem sie sich aber in ihrem Selbstverhängnis versagten, noch einmal und nun mitten in der Geschichte zugesprochen. Dieses Geschehen seiner Person und seiner Hin-gabe hat er dann auch selbst zur Sprache gebracht. Das ist die andere Seite seines „Werkes". In seinen Worten und Zeichen hat er sich als dieses Fleisch gewordene Wort und in seiner Hin-gabe selbst bezeugt. In seinen Worten und Zeichen sprach er die Menschen auf sich und sein Werk an. In ihnen eröffnete er ihnen das in seinem Sterben aufgegangene Leben als das Leben für sie. Und so ist auch nach Johannes inmitten einer vom eigenmächtigen Wesen beherrschten und deshalb un-wahr gewordenen Welt, die das Leben niederhält und sich raubt, das wahre, und d. h. das wirkliche, nämlich aus Gott zu Gott offene Leben für die Menschen erschienen, und hat sich als Gabe angeboten. Es bietet sich in der Kraft des Heiligen Geistes in Wort und Zeichen der Kirche weiterhin den Menschen an bis an das Ende der Welt. So steht der Mensch, der so blind und eigen-gerecht täglich sein wirkliches Leben bestreitet, ob er will oder nicht, unter diesem gnädigen Angebot des Lebens. So gehört es zum Wesen des geschichtlichen Menschen, wie er jetzt vorkommt, ob er es weiß oder nicht, daß ihm in diesem Angebot ein neuer Grund seines Lebens eröffnet ist. Der Mensch ist nicht nur der in der ewigen Definition der Liebe Gottes für Gott Bestimmte, nicht nur der dazu von Gott Geschaffene, nicht nur der in seiner Geschichte sich im Undank Gott immer

wieder versagende und seine Schöpfung und Bestimmung ständig Bestreitende, sondern er ist auch — und das ist für ihn das eigentlich Unfaßliche — der durch die (mitten in seiner Geschichte der Lüge, der Sünde und des Todes) noch einmal aufgegangene Wirklichkeit des wahren Lebens in Jesus Christus Angerufene.

Daher kommt für ihn alles darauf an, daß er diesem Ruf Antwort gibt und sich dem ihm noch einmal in Jesus Christus gewährten Leben überläßt. Worin die Übergabe an diese rufende Wahrheit besteht, können wir hier nicht mehr erörtern. Jedenfalls darin, daß der Mensch unter dem fast undurchdringlichen Lärm unzähliger drohender und schmeichelnder Anrufe auf diese Stimme hört und unter den großen und mächtigen Zeichen dieser seiner Tage auf die einfachen und einfältigen Gebärden des Fleisch gewordenen Wortes achtet. Und jedenfalls darin, daß er nicht wie die Pharisäer des Johannesevangeliums angesichts dieses in die Welt gekommenen Lichtes erklärt: „*wir* sehen" (Joh 9, 41), und nicht wie die Juden behauptet, er sei frei (vgl. Joh 8, 33), sondern sich an der in Jesus erschienenen Wahrheit messen und durch sie „aufdecken" läßt. Und endlich jedenfalls darin, daß er als ein durch die Wahrheit Entdeckter sich ihr übergibt und sich im Glauben dafür entscheidet, als ein von neuem und endgültig noch einmal von Gott Gefragter, Gottes Frage, die ja schon seine Antwort auf ihn, den Versagenden, ist, anzunehmen und zu bewahren.

Zur Christologie der Exerzitien

Von Hugo Rahner SJ, Innsbruck

Es ist für das Verständnis der Exerzitien entscheidend, die Grundzüge der Theologie zu erfassen, die Ignatius sowohl aus der mystischen Begnadung, als auch aus dem theologischen Studium in Paris und Venedig schöpfte und sie zu einem Ganzen von unverwechselbarer Eigenart einte. Die ersten Gefährten des Heiligen waren der Überzeugung, daß die Geistlichen Übungen in ihren wesentlichen Teilen auf die von Ignatius selbst als so entscheidend angesehene Vision am Cardonér zurückzuführen seien und daß dennoch dieses unmittelbare Wissen erfüllt, verdeutlicht und in Sätzen aussprechbar wurde in den in harter Mühe erworbenen theologischen Grundwahrheiten. Es steht nun aber fest, daß den innersten Kern der ignatianischen Theologie und Mystik die Christologie bildet. Christus ist, wie Ignatius in den Lebenserinnerungen selbst bezeugt, die Sonne seines Lebens. Noch im Jahre 1555 bekennt er: „Auch jetzt noch werden ihm oftmals Erscheinungen zuteil, besonders solcher Art, wie sie zuvor beschrieben wurden, daß er nämlich Christus als Sonne sehe. Dies habe er häufig erfahren, wenn er gerade wichtige Fragen zu erledigen hatte"[1]. Das gilt nun aber auch für die endgültige Gestaltung des Exerzitienbuches. P. Nadal hat dies bezeugt: „Ignatius benutzte auch andere Bücher und ließ sich von der Theologie

[1] Fontes narrativi = FN I, 504.